

# Die Subjektivität von Forscherinnen und Forschern als methodologische Herausforderung : Ein Vergleich zwischen interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Zugängen

Bereswill, Mechthild

2003

<https://doi.org/10.25595/2081>

Veröffentlichungsversion / published version  
Zeitschriftenartikel / journal article

## Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bereswill, Mechthild: *Die Subjektivität von Forscherinnen und Forschern als methodologische Herausforderung : Ein Vergleich zwischen interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Zugängen*, in: sozialersinn (2003) Nr: 3, 511-532. DOI: <https://doi.org/10.25595/2081>.

## Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

## Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public. By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

GenderOpen – Repository für die Geschlechterforschung: [www.genderopen.de](http://www.genderopen.de)

Mechthild Bereswill

## Die Subjektivität von Forscherinnen und Forschern als methodologische Herausforderung

### Ein Vergleich zwischen interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Zugängen

Vor mehr als dreißig Jahren hat Georges Devereux für die „Wiedereinführung des Beobachters“ in den Untersuchungsprozess plädiert „und zwar nicht als Quelle einer bedauerlichen Störung, sondern als wichtige, ja sogar unverzichtbare Quelle relevanter, ergänzender verhaltenswissenschaftlicher Daten“ ([1967] 1988: 52). Damit verlangt er eine gezielte Reflexion auf die subjektiven Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster von Forschenden im jeweiligen Untersuchungsfeld. Die Subjektivität von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern wird also zum systematischen Bestandteil eines Forschungsprozesses, zu einem weiteren Datum von Untersuchungen. Devereux' psychoanalytisches Konzept von Subjektivität soll an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden. Neben der subjekttheoretischen Konzeption lenkt seine Intervention die Aufmerksamkeit auf generelle Fragen, denen im folgenden Text mit Bezug zum interpretativen Paradigma nachgegangen wird: Welchen Stellenwert hat die Subjektivität der Forschenden im Kontext von qualitativer Sozialforschung? Welche methodologischen und methodischen Probleme zeigen sich, wird diese Perspektive systematisch in einen Forschungsprozess einbezogen? Dabei ist Standpunkten wie dem von Jürgen Straub (1999: 10, 18) grundsätzlich zuzustimmen, dass „gelungene“ Repräsentationen oder Interpretationen sozialer Wirklichkeit Ausdruck eines intersubjektiven Aushandlungsprozesses sind, der bei allen Beteiligten Spuren hinterlässt. Wie solche Aushandlungsprozesse unter dem Einfluss forschender Subjektivität vor sich gehen und wie systematisch auf sie reflektiert werden kann, um die Subjektivität einer Forscherin nicht auszuspüren, aber auch nicht überzubewerten, ist nicht nur vom methodischen Design einer Untersuchung abhängig, sondern auch von einer theoriegeleiteten Auffassung, was unter Subjektivität eigentlich verstanden wird.

Bei der Lektüre von Texten zur qualitativen Sozialforschung, seien es einzelne Untersuchungen oder einschlägige Handbuchbeiträge, entsteht der Eindruck, dass am strukturierenden Einfluss der Subjektivität einer Forscherin oder eines Forschers auf ihren Gegenstand keine Zweifel bestehen. Dies gilt zumindest für die Formulierung prinzipieller Postulate. So betonen Uwe Flick et al. (2000b: 21ff.) unter der Überschrift „Was ist qualitative Sozialforschung?“

die interaktive Herstellung sozialer Wirklichkeit und den kommunikativen, dialogischen Charakter von Datenerhebungen. Weiterhin meinen sie, „dass die Reflexivität des Forschers über sein Handeln und seine Wahrnehmungen im entsprechenden Feld als ein wesentlicher Teil der Erkenntnis und nicht als eine zu kontrollierende bzw. auszuschaltende Störquelle verstanden wird“ (ebd.: 23).

Trotz dieser pointierten Aufnahme des verhaltenswissenschaftlichen Gedankens von Devereux, lässt sich feststellen, dass eine theoretische Konturierung oder methodische Konkretisierung von Kategorien wie „Reflexion“ selten ist – zumindest, wenn der Blick sich gezielt auf die Forschenden selbst richtet (Muckel 1996: 69).<sup>1</sup> Dabei ist entscheidend, dass das eigene Handeln und Empfinden im Forschungsprozess genauso auf seinen latenten Sinn oder auf seine impliziten Wissensbestände zu befragen ist, wie das der untersuchten Subjekte. Hier stellt sich aber die Frage, wie die eigene Subjektivität (oder die von Kolleginnen und Kollegen) methodisch zugänglich gemacht werden kann. Ziel sollte dabei sein, sich weder in indifferenten Selbsterfahrungsbemühungen festzufahren, noch die eigenen Wahrnehmungs- und Handlungsmuster in vorgefestigte kognitive Schemata zu pressen. In beiden Fällen würde die geforderte Selbstreflexion der Forschenden zum Selbstzweck, der letztlich nur noch einen losen Bezug zum Forschungskontext aufzuweisen hätte.

Auch wenn der von Devereux geforderten „Wiedereinführung des Beobachters“ in den Untersuchungsprozess im Kontext der qualitativen Sozialforschung längst große Bedeutung beigemessen wird, fehlt eine vertiefte Auseinandersetzung mit den Herausforderungen, die in diesem Postulat stecken. Wie soll das über sich selbst reflektierende Subjekt in den Blick genommen werden? Was müssen Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler eigentlich können, um nicht nur theoretisch, sondern auch persönlich über ihre eigenen Interventionen und ihre Position in einer Untersuchung zu reflektieren? Ein Bild wie das des abstinente(n), allseits reflektierten und noch im Interaktionsvollzug über sich selbst nachdenkenden Interviewers (Tietel 2000: 18) wirkt zwar verführerisch professionell. Letztlich widerspricht dieser Entwurf aber der Anforderung, sich forschend in alltägliche Handlungsvollzüge zu verstricken. Außerdem ist zu bezweifeln, dass eine quasi therapeutische Haltung, wie sie hier empfohlen wird, sich umstandslos in jedes Untersuchungsfeld einfügen lässt – ganz zu schweigen davon, dass die Grenzen zwischen therapeutischen und sozialwissenschaftlichen settings allein schon aus forschungsethischen Gründen einer sorgsamsten Reflexion bedürfen. Dies gilt ebenso für die basisdemokratische Vorstellung eines

- 1 Bei den Ausnahmen, die Petra Muckel anführt, ist ihr zuzustimmen: Sie nennt die Arbeiten von Leithäuser/Volmerg (1988), den Ansatz von Breuer (1996), ethnopsychanalytische Forschungstraditionen wie beispielsweise die von Nadig (1986) und feministische Traditionen. Regina Becker-Schmidt/Helga Bilden (1991) weisen auf den besonderen Beitrag hin, den die Frauenforschung mit ihren methodologischen Diskursen zur Entwicklung der qualitativen Sozialforschung geleistet hat (vgl. auch: Althoff et al. 2001: 17ff., 153ff.). Harald Welzer (1995: 191) betont, ethnopsychanalytische Ansätze hätten besonders „avancierte“ Zugänge zu Intersubjektivität im Forschungsprozess entwickelt. Dem ist allerdings hinzuzufügen, dass eine psychoanalytische Konzeption von Subjektivität im Forschungsprozess, wie die Ethnopsychanalyse sie verlangt, gegenwärtig selten in die qualitative Sozialforschung eingebracht wird.

permanenten und scheinbar konfliktfrei verlaufenden, reflexiven Dialogs zwischen allen Beteiligten (Russell/Kelley 2002) oder für die Suche nach textuellen Strategien, die eigenen Suchbewegungen während eines Forschungsprozesses offen zu legen (Day 2002). Schon bei der Frage, was Reflexivität ganz forschungspragmatisch ausmacht und wie Subjektivität in diesem Zusammenhang begriffen wird, zeigen sich also spannende Ansätze und Vorschläge, die näher zu prüfen sich lohnt. Konkret wirft das Fragen nach dem Verhältnis zwischen Konzepten der professionellen Selbstreflexion im Kontext von Forschung, theoretischen Auffassungen von Subjektivität und Intersubjektivität sowie der Konstitutions- und Konstruktionslogik von qualitativen Daten auf (Breuer et al. 2002).

Diesem Verhältnis wird im folgenden weiter nachgegangen. Zuerst erfolgt die kritische Einschätzung von zwei gegensätzlichen Zugängen: Gegenübergestellt werden der sozialkonstruktivistische Ansatz von Alfred Schütz (1971) und aktuelle Diskurse, in denen betont für eine autobiographische Selbstreflexion von Wissenschaftlern plädiert wird. Anschließend werden die konstruktions- und interaktionstheoretische Prämisse der Intersubjektivität und die psychoanalytische Konzeption von Intrasubjektivität dargelegt und voneinander abgegrenzt. Im nächsten Schritt erfolgt eine weitere Konkretisierung der heraus gearbeiteten erkenntnistheoretischen Differenz anhand der vergleichenden Interpretation eines empirischen Beispiels. Abschließend wird nach Anschlüssen zwischen beiden Paradigmen gefragt, um ihre Potenziale für einen reflektierten Umgang mit forschender Subjektivität in der qualitativen Forschung weiter zu entwickeln.

## Forschung zwischen „desinteressierter“ Beobachtung und autobiographischer Vereinnahmung

Wie komplex eine Vermittlung zwischen Ansprüchen an die subjektive Selbstreflexion und einer konstruktionstheoretisch angelegten sozialwissenschaftlichen Hermeneutik ist, lässt sich am sozialkonstruktivistischen Modell von Alfred Schütz (1971) durchspielen. Schütz' Arbeiten haben einen maßgeblichen Einfluss auf die Entwicklung einer solchen Hermeneutik und auf eine interaktionstheoretisch angelegte Sozialforschung genommen (Seipel/Rieker 2003: 57ff.; Soeffner 2000: 167ff.; Hitzler/Honer 1997: 8; Bergmann 2000a: 53, 63; 2000b: 119). Im Mittelpunkt steht dabei seine Überzeugung, dass wir es in sozialwissenschaftlichen Forschungsprozessen nicht mit Tatsachen, sondern mit immer schon interpretierten Tatsachen zu tun haben, die ihre inneren und äußeren Sinnhorizonte mit sich tragen (Schütz 1971: 5). „Die Konstruktionen, die der Sozialwissenschaftler benutzt, sind daher sozusagen Konstruktionen zweiten Grades; es sind Konstruktionen jener Konstruktionen, die im Sozialfeld von den Handelnden gebildet werden, deren Verhalten der Wissenschaftler beobachtet und in Übereinstimmung mit den Verfahrensregeln seiner Wissenschaft zu erklären sucht“ (ebd.: 7).

Dieses Modell erlaubt „die Konstruktivität des Forschungsprozesses selbst zum Thema [zu machen], d.h. die gewählten Methoden und Gegenstände, die

alltagsweltlichen und professionellen Wahrnehmungsraster der Forschenden werden einer systematischen Reflexion zugänglich“ (Dausien/Kelle 2001: 4). Im Kontext der bisher diskutierten Bedeutung von Subjektivität im Forschungsprozess weist Schütz' Entwurf allerdings einen folgenreichen Bruch auf: Die Figur des „Beobachters“ wird bei ihm vom alltagsweltlichen Handeln suspendiert. Im Gegensatz zu seinen Untersuchungspersonen tritt der Sozialwissenschaftler bei Schütz aus seiner „biographischen Situation“ heraus, seine Handlungs- und Deutungshorizonte sind nicht mehr durch diese, sondern nur noch durch ein wissenschaftliches Deutungssystem geprägt, unter dessen Blick die Konstruktionen zweiter Ordnung entstehen.

Auch wenn Schütz einräumt, dass dies bei Verfahren wie der teilnehmenden Beobachtung anders sei, da der Sozialwissenschaftler hier „eine Beziehung zur untersuchten Gruppe als Mensch unter Mitmenschen“ aufbaue (1971: 45) – sein konstruktivistisches Modell setzt generell die Figur eines „pragmatisch desinteressierten Beobachters“ (Soeffner 2000: 168) voraus, der offenbar nicht in die Interaktionen seines Untersuchungskontextes verwickelt wird, sondern wissenschaftlich-distanziert auf diese reflektieren kann. „Allein der Entschluss eine desinteressierte Haltung einzunehmen soll hier gewährleisten, dass der Forscher sich von seinem Forschungsgegenstand und seinen eigenen Interessen und Interpretationen distanzieren kann“ (Seipel/Rieker 2003: 59). Damit nimmt Schütz zurück, was er im Anschluss an Mead (1934) eigentlich hätte weiter treiben können: die Erkenntnis, dass sozialer Sinn in Interaktionen ausgehandelt wird – was eben auch auf Forschungsbeziehungen zutrifft. Im Gegensatz zu einer wissenschaftlichen Distanzierung verlangen die interaktiven Dimensionen von Erkenntnisprozessen Forschern vielmehr ein Hin- und Herwandern zwischen den Konstruktionen ersten und zweiten Grades ab. Dies erfordert eine „doppelte Blickrichtung“ (Hagemann-White 1993) auf die verschiedenen Konstruktionsebenen. Der Umgang mit der eigenen Position verlangt demnach eine systematische Reflexion der eigenen Hin- und Herbewegungen im Konstruktionsprozess.

Werden aktuelle, psychologisch dominierte Diskurse betrachtet, bei denen die Subjektivität von Forschenden im Mittelpunkt steht, finden sich Vorschläge, die wie die Kehrseite von Schütz' Modell der wissenschaftlichen Distanzierung und Einklammerung von Alltagshandeln wirken. Der Konstitutionsprozess von Daten und Erkenntnissen wird hier als eine Untersuchung von „Subjekten durch Subjekte“ und unter dem Einfluss idiosynkratischer Übertragungsphänomene zwischen dem forschenden Subjekt und seinem Gegenüber diskutiert (Mruck/Mey 1998: 285).<sup>2</sup> Forschungsaktivitäten werden als entsprechend komplexe Verflechtung zwischen den persönlichen, professionellen und biographischen Entwicklungen von Wissenschaftlern begriffen (Leithäuser/Volmerg 1988). Nach dieser Auffassung tragen Erkenntnisse immer auch autobiographische Züge, wobei sich wiederholt Hinweise auf Devereux' Ansatz finden (Muckel 1996, Mruck/Mey 1998). Entsprechend groß ist die Verführung, Eigenes und Fremdes als ineinander fließende Größen zu behandeln und Forschungsgeschichten schließlich unter direktem Bezug auf die eigene Lebensgeschichte zu plausibilisieren. Wie Maya

2 Vgl. die Arbeiten von Nadig 1986; Leithäuser/Volmerg 1988; Morgenroth 1990; Bereswill/Ehlert 1996; Mansfeld 1998; Jefferson/Hollway 2000.

Nadig (1997: 80, 83) im Zusammenhang mit ethnologischen Diskursen über Repräsentationen des Eigenen und Fremden feststellt, garantiert aber eine persönliche Darlegung von Übertragungskonflikten auf Seiten des Wissenschaftlers keinen zwangsläufigen Erkenntnisgewinn über diese Offenlegung hinaus. Eine Reflexion auf Übertragungsphänomene in Forschungsbeziehungen zielt eben nicht auf die Entschlüsselung autobiographischer, sondern kultur- und milieuspezifischer Phänomene, wie sie in persönlichen Reaktionen und Konflikten zum Ausdruck kommen (Bereswill/Ehlert 1996: 88f.).

Während die Biographie des Sozialwissenschaftlers bei Schütz völlig hinter seine wissenschaftliche Aufgabe zurücktreten soll, wird sie im zweiten Fall ins Zentrum von Erkenntnisprozessen gerückt. Ein kritischer Blick auf diese vollkommen verschiedenen Zuschnitte von Subjektivität im Forschungsprozess legt eine grundsätzliche methodologische Herausforderung frei: Wenn Forscherinnen und Forscher nicht in der Lage sind, vollkommen von sich abzusehen und wissenschaftlich-distanziert zu agieren, wie kann ihre Involviertheit in Untersuchungsprozesse reflektiert werden, ohne ins andere Extrem der überzogenen Selbstthematisierung zu verfallen? Auch wenn eine systematische Ausblendung von Subjektivität laut Devereux zu verzerrten Wahrnehmungsmustern führt, schützt deren systematische Einblendung nicht in jedem Fall vor einer idiosynkratischen Vereinnahmung des Forschungsgegenstands und dessen Überblendung durch Persönliches. Was in jedem Fall verschenkt wird, ist der erwartete wissenschaftliche Erkenntnisgewinn, sei es aufgrund eines zu engen Modelldenkens oder wegen subjektiver (Selbst-) Überschätzung.

Trotz der kritischen Einwände gegenüber beiden Ansätzen setzen sie wichtige Impulse für die weitere Auseinandersetzung. Schütz' Differenzierung der Konstruktionsebenen und seine betonte Hervorhebung des Beobachters verweist auf die grundlegende Differenz zwischen Forschenden und Feld. Zugleich erlaubt sein interaktionstheoretischer Blickwinkel, die Interpretationsleistungen von Akteuren Zug um Zug zu rekonstruieren. Hier steckt das entscheidende methodologische Potenzial, wenn Subjektivität im Forschungsprozess fokussiert wird.

Der psychodynamische Zugang im Anschluss an Devereux nimmt den Faden an einem anderen Ende auf: Hier wird die affektive Verstrickung der Forschenden als ein Einflussfaktor gesehen, der auch mit Hilfe theoretischer Konstrukte über das Feld nicht aus der Welt zu schaffen, sondern höchstens zu vertuschen ist. Statt zu versuchen, diese Störung zu neutralisieren, soll sie nun als Erkenntnisquelle genutzt werden. Das methodologische Potenzial dieses Zugangs liegt in seiner Aufmerksamkeit für die irritierenden, irrationalen und brüchigen Seiten von Forschungsbeziehungen und im systematischen Umgang mit den Gefühlen der Forschenden. Im Vergleich mit konstruktivistischen und interaktionstheoretischen Forschungsansätzen wird Subjektivität dabei nicht als Ausdruck einer auf Handeln basierenden, wechselseitigen Intersubjektivität betrachtet. Sie wird vielmehr als *Inter-* und *Intrasubjektivität*, als Beziehung zwischen Subjekten und als Beziehungsdynamik im Subjekt, die in alltägliche Interaktionsprozesse zurück wirkt, gesehen. Diese unterschiedlichen Konzeptionen lassen sich nicht auf einen Nenner bringen. Sie verweisen vielmehr auf bedeutsame erkenntnistheore-

tische Bruchstellen zwischen interaktionstheoretischen Prozessmodellen und subjekttheoretischen Strukturmodellen.<sup>3</sup>

## Intersubjektivität und Intrasubjektivität – erkenntnisleitende Differenzen im Zugang zu sozialem Sinn

Werden diese Bruchstellen weiter ausgeleuchtet, schärfen sich die Differenzen zwischen beiden Paradigmen der interpretativen Sozialforschung. Aus interaktionstheoretischer Sicht stellen Forschungsbegegnungen regelhaft strukturierte Interaktionen dar, in deren Verlauf sozialer Sinn Zug um Zug ausgehandelt wird. Soziale Wirklichkeit wird dabei als immer schon interpretierte vorausgesetzt (Schütz 1971). Subjektivität, auch die der Forschenden selbst, ist Ausdruck wechselseitiger Interpretationen und Zuschreibungen, streng genommen also *Intersubjektivität* (Mead 1934). Als eigene Größe wird sie besonders dann relevant, wenn Handlungskrisen eintreten (Wagner 1999: 23), weil die gegenseitige Anschlußfähigkeit im Interaktionsprozess unterbrochen ist. Das Augenmerk von Interpretations- und Verstehensprozessen richtet sich entsprechend auf die Rekonstruktion von latent bleibenden Konstruktionsmodi sozialer Ordnung in den Interaktionsprozessen der Handelnden.

Psychoanalytisch betrachtet ist der Forschungsprozess ein konflikthafter Beziehungsprozess, in dem sich die sozialen Verhältnisse einer Gesellschaft niederschlagen (Nadig 1986). Dabei kommen unbewusste Wünsche und Ängste der Subjekte zum Ausdruck, die im „emotional gefärbten Spiel“ (Nadig 1998: 83) der Forschungsbeziehung spürbar, nicht aber manifest artikuliert werden. Diese *inter-* und *intrasubjektiven* Konflikte unterliegen den Abwehrhaltungen der Subjekte (Freud 1936). Solche idiosynkratischen Abwehrfiguren werden in der psychoanalytischen Sozialforschung als Ausdruck der Verinnerlichung kultureller Zwänge und gesellschaftlicher Widersprüche untersucht (Lorenzer 1986; Leithäuser/Volmerg 1988; Morgenroth 1990). Das Augenmerk liegt hier also auf

- 
- 3 Die Auseinandersetzung mit den Differenzierungen innerhalb des jeweiligen Paradigmas wird im vorliegenden Text zugunsten der Schärfung von grundlegenden Unterschieden zwischen zwei Paradigmen ausgespart. Für die verschiedenen Ansätze innerhalb der jeweiligen Traditionen lassen sich allgemeine Gemeinsamkeiten identifizieren. Als Gemeinsamkeit unterschiedlicher Ansätze wie der Ethnomethodologie, dem symbolischen Interaktionismus oder den Arbeiten von Erving Goffman fasst Jörg R. Bergmann die „Betonung der aktiven, kreativen Rolle des Individuums in der sozialen Interaktion“ (2000b: 120). Analog dazu lässt sich feststellen, dass in unterschiedlichen Ausprägungen der Ethnopschoanalyse (vgl. Nadig/Reichmayr 2000) oder der Tiefenhermeneutik (Lorenzer 1986; Leithäuser/Volmerg 1988; Morgenroth 1990; König 2000) die Bedeutung unbewusster Vorgänge und Konflikte für soziale Interaktionen und für Prozesse sozialer Normierung betont wird (vgl. Brockhaus 1994).

der Freilegung unbewusster Dimensionen sozialer Wirklichkeit, die in den affektiv gefärbten Reaktionsmustern der Subjekte verschlüsselt sind.

So weit läßt sich festhalten: Interaktionstheoretische wie psychoanalytische Zugänge zu Subjektivität im Forschungsprozess zielen auf die interpretative Entzifferung latenter Phänomene des Sozialen. Dabei gilt in beiden Fällen, dass diese latenten Phänomene besonders dann identifiziert werden können, wenn sich Handlungskrisen oder subjektive Konflikte zeigen, die den reibungslosen Ablauf von Interaktionen und Beziehungen irritieren.

Beiden Ansätzen gemeinsam sind Interaktions- und Beziehungsmodelle, die keine Auffassung einer einfach zu kontrollierenden Subjekt-Objekt-Beziehung im Forschungsprozess erlauben. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass Akteurs- und Rezipientenrollen in der Interaktion wechseln, oder dass alle an einem Prozess Beteiligten in Übertragungsbeziehungen verwickelt sind. Die Forscherin muss damit umgehen, dass sie gleichzeitig Subjekt und Objekt des Geschehens ist (Hunt 1989: 14) und Wege zur Überwindung traditioneller Subjekt-Objekt-Relationen suchen (Becker-Schmidt/Bilden 1991: 24). Eine vollständige wissenschaftliche Distanzierung wird in keinem von beiden Untersuchungskonzepten vorausgesetzt. Vielmehr wird die tätige Verwicklung des Forschers in die Interaktion und Beziehung als selbstverständlich betrachtet und muss somit einer nachträglichen Interpretation unterzogen werden.

Trotz dieser Gemeinsamkeiten zielen beide Paradigmen aber auf ganz unterschiedliche Ebenen sozialer Wirklichkeit, verbunden mit entsprechend unterschiedenen Konzepten forschender Subjektivität. Interaktionstheoretisch motivierte Erkenntnisinteressen richten sich auf die Dechiffrierung der Konstruktionsweisen sozialer Wirklichkeit. Auch wenn die Regeln sozialer Ordnung ihnen zu meist nur als implizites Wissen zugänglich sind, wird hier von (inter)agierenden Akteuren ausgegangen, deren implizites Wissen nachträglich reflexiv werden kann. Im Gegensatz dazu steht die psychoanalytische Auffassung einer verborgenen, unbewusst gehaltenen sozialen Wirklichkeit, die sich in intersubjektiven, aber auch intrapsychischen Konfliktdynamiken niederschlägt. Diese Konflikte sind dem Bewusstsein der Subjekte entzogen und müssen erst einem Bewußtwerdungsprozess zugänglich gemacht werden. Damit sind auch verschiedene Konzeptionen von sozialem Sinn verbunden. Im Mittelpunkt des Interesses steht einmal die Entzifferung der Struktur von Zug um Zug verlaufenden Handlungsmustern im Gegensatz zur Deutung und Bewusstmachung unter-schlagener Wirklichkeit, verstanden als Ausdruck eines irrationalen Sinns.

Mit diesem grundlegenden Unterschied korrespondieren differente Strategien, wie Forscherinnen und Forscher ihre eigenen Handlungen und Erfahrungen auslegen. Steht in der interaktions- und konstruktionstheoretischen Variante die systematische Erschütterung der eigenen, kognitiven Wissensbestände im Mittelpunkt, wird in der psychoanalytischen Tradition eine Hinwendung zu den eigenen Affekten praktiziert, um einen Erkenntnisprozess voran zu treiben. Methodisch werden in der ersten Version Strategien wie die Einklammerung, Verfremdung und gedankenexperimentelle Verkehrung von Alltagswissen verfolgt, um die „Gewissheitserfahrungen des Alltags [nicht] zur Grundlage einer Wissenschaft des Sozialen zu machen“ (Bergmann 2000b: 121). Im zweiten Fall wird der Zugang zu den eigenen, intrapsychischen Vorgängen mit Hilfe von



gleichschwebender Aufmerksamkeit, freier Assoziation und dem Augenmerk für Irritationen gesucht, um unbewusste Bedeutungen des Sozialen zugänglich zu machen (König 2000). An dieser Stelle zeigt sich eine entscheidende methodische Differenz zwischen einer interaktionstheoretischen und einer psychodynamischen Konzeption von Subjektivität im Forschungsprozess: Es ist der Unterschied zwischen *Selbstreflexion* und *Introspektion*.

Konstruktions- und interaktionstheoretische Methodologien verlangen eine selbstreflexive Haltung. Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen sollten in der Lage sein, ihr eigenes Handeln und Denken in Klammern zu setzen, und gedankenexperimentell zu hinterfragen. Dabei spielen sicher Bewusstseinsprozesse eine Rolle, die mit den Reflexionstechniken psychoanalytischer Abkunft vergleichbar sind – beispielsweise die freie Assoziation oder die Aufmerksamkeit für Irritationen und Inkonsistenzen. Letztlich besteht aber die methodische Anforderung an Forschende in diesem Ansatz darin, die Dramaturgie des eigenen Handelns im Feld zu durchschauen. Die interaktive Aushandlung sozialer Rollen im Forschungsfeld wird hier als ein Prozess begriffen, bei dem der Forscher das soziale Skript seines Untersuchungskontexts zu erlernen und durchschauen sucht, „in order to gain access to the backstage regions of the subjects' worlds“ (Hunt 1989: 19).

Im Gegensatz dazu verlangt eine psychoanalytisch angelegte Methodologie die Konzentration auf die intrapsychischen Prozesse von Forschenden. Nicht nur Vorgänge zwischen Personen, sondern Vorgänge in der eigenen Person werden zum Objekt der Beobachtung und es kommt zu „einer Identität von Objekt und Subjekt“ (Reik 1948: 29) in der Person des Beobachters. Mit dieser Formel hat Theodor Reik den Vorgang der Introspektion treffend beschrieben. Wobei die Selbstreflexion aus einer interaktionistischen Perspektive auch die Beobachtung der eigenen Person verlangt, nicht aber den Einbezug von intrapsychischen Vorgängen. Um solchen Vorgängen auf die Spur zu kommen, setzt eine introspektive Form der Selbstbeobachtung mit ihren Assoziationen bei den Gefühlen an: „The researcher's experiences that evoke anxiety, boredom, anger, or love, for example, may provide clues regarding transference reactions ...“ (Hunt 1989: 27).

Die bisher skizzierten erkenntnistheoretischen und methodischen Differenzen werden nun im Durchgang durch ein Fallbeispiel weiter ausbuchstabiert. Es ist eine kurze Sequenz aus einem themenzentrierten Interview, die eine markante Interaktion aufweist und sich insofern für eine Analyse anbietet, bei der die Reaktionen und Interventionen der Forscherin einbezogen werden. Nach einer generellen Einführung und Fokussierung zentraler thematischer Aspekte, die augenfällige Anknüpfungspunkte für die in diesem Text verfolgten Fragen bieten, wird die Textpassage unter den beiden, bereits diskutierten Blickwinkeln durchgespielt.<sup>4</sup>

4 Die Interpretation dient ausdrücklich der Demonstration methodologischer Aspekte. Hinter diese tritt eine kleinschrittige Arbeit am Text zurück. Darüber hinaus können weder der Untersuchungskontext, noch der Fall, dem der Dialogausschnitt entnommen ist, ausführlich gewürdigt werden.

## Die Thematisierung von Differenz im Kontext von Normalität und Abweichung – Die Forschungsinteraktion als komplexer, mehrfach kontextualisierter Prozess

Die Interviewerin im folgenden Beispiel ist identisch mit der Autorin des vorliegenden Textes, der weiterhin in der dritten Person geschrieben wird. Dies geschieht nicht nur wegen der Vermeidung sprachlicher Brüche. Vielmehr soll kein Ton angeschlagen werden, der auf eine authentische Nacherzählung im Stil eines „So-ist-es-gewesen“ verweisen könnte. Damit wird dem irreführenden Eindruck einer reflexiven Authentizität vorgebeugt und zugleich betont, dass das Verhältnis zwischen Text und Subjektivität als eine weitere Konstruktionsebene im Forschungsprozess zur Geltung kommt. Das Interview, als Bestandteil eines umfassenderen Forschungsprozesses, wird dabei als ein mehrfach kontextualisierter, mit Bedeutungsüberschüssen aufgeladener Interaktions- und Beziehungsraum aufgefasst.

Was an dieser Stelle mit einer mehrfachen Kontextualisierung des Interviews gemeint ist, lässt sich weiter konkretisieren. Die ausgewählte Interaktionssequenz stammt aus einer qualitativen Längsschnittstudie mit jungen Männern, die zum Zeitpunkt des ersten Interviewkontakts im Jugendstrafvollzug inhaftiert sind.<sup>5</sup> Es ist die erste Begegnung zwischen der Interviewerin und einem Inhaftierten, der im Folgenden Andy Bauer genannt wird. Diese Begegnung findet in einer Institution statt, deren gesellschaftliche Aufgabe – strafen und resozialisieren – äußerst widersprüchlich definiert und außerdem mit abweichendem Verhalten assoziiert ist.<sup>6</sup> Der institutionelle Kontext des Interviews ist zugleich das Thema des Gesprächs: Im Mittelpunkt des themenzentrierten Interviews stehen die ausführlichen Erzählungen des Inhaftierten über seine Erfahrungen mit dem Freiheitsentzug und mit der Institution Gefängnis. Solche Erzählungen sind in weiter verzweigte, widersprüchlich strukturierte Diskurse über soziale Erklärungen und Bewertungen von Straffälligkeit sowie über Mechanismen von Integrations- und Ausgrenzungsprozessen eingebettet (Bereswill 2001: 255f.; Pigors 2001: 51ff.). Insofern sitzen sich in einem Interview im Gefängnis Personen gegenüber, die Repräsentationen von Normalität und Abweichung verkörpern. Das Interviewgespräch mit Herrn Bauer findet in einem

---

5 Es handelt sich um Daten aus einer Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen e. V., die dort seit 1998 von der Autorin des Beitrags durchgeführt wird. Die erste Phase der Studie von 1998-2003 wird mit Mitteln der VolkswagenStiftung finanziert ([www.kfn.de](http://www.kfn.de)). Zum Erhebungskonzept der Untersuchung vgl. Bereswill 1999.

6 Für den Jugendstrafvollzug wird landläufig vom Widerspruch zwischen Strafe und Erziehung ausgegangen. Erziehung wird hier in den Begriff der Resozialisierung eingeordnet.

hoch normativen und zudem geschlossenen institutionellen Kontext statt, dessen Ausprägungen den gesamten Forschungsprozess mit strukturieren.<sup>7</sup>

Neben diesen institutionellen Einflüssen entwickeln sich Forschungsinteraktionen im Kontext der „biographisch bestimmten Situation“ von Menschen (Schütz 1971: 10). Dabei ist Schütz grundsätzlich zuzustimmen, dass die biographischen Horizonte einer Interviewerin und ihres Gegenübers unter unterschiedlichen Voraussetzungen in einen wissenschaftlichen Prozess eingebracht werden. Für den erfolgreichen Verlauf eines qualitativen Interviews ist aber ein an alltagsweltlichen (oder „mitweltlichen“) Standards orientierter Kommunikationsprozess zwischen Herrn Bauer und der Forscherin von großer Bedeutung. Obwohl die Relevanzsetzungen der Wissenschaftlerin nicht nur ihren alltagsweltlichen Interaktionsmustern, sondern auch ihren theoretisch wie methodisch vorreflektierten Deutungs- und Handlungsmustern folgen, fließen also ihre und die „biographisch bestimmte Situation“ von Andy Bauer in den Interviewdialog ein.

Gegen Ende des Interviews zu seinen Hafterfahrungen, auf Seite 57 von insgesamt 66 Transkriptseiten, kommt Andy Bauer auf den Charakter der Sprache im Gefängnis zu sprechen und stellt fest, dort würden „schon richtig fiese Wörter“ benutzt. Im Anschluss daran entwickelt sich folgende Gesprächsdynamik:

- B: *naja also was drin normal is is draußen für die Leute halt krankhaft schon*  
 I: *sagen Sie mir mal 'n Beispiel*  
 B: *pfoh. (sagt ganz leise einen Begriff) naja kann ich doch nich sagen Sie sind 'ne Frau*  
 I: *ich bin da äh nich so zimperlich.*

Was passiert in diesem Dialog? Im Rahmen von Interviewkonventionen wie persönliche Zurückhaltung und Ansprüche an eine offene Gesprächsführung fällt die Interviewerin deutlich aus ihrer Rolle. Mit diesem konventionellen Blick auf Gesprächsregeln könnte ihre Reaktion als Fehler gewertet und die Interviewsequenz aussortiert werden, da sie für eine Interpretation des Falls ungeeignet wäre. Im Zuge konkurrierender Erhebungsmethoden könnte die mangelnde Zurückhaltung der Wissenschaftlerin auch die Argumente für eine themenzentrierte, diskursiv angelegte Erhebungsmethode schwächen und für eine narrative Interviewmethode stärken. Eine normative Bewertung der Sequenz, sei es als professionelles Missgeschick oder als methodischer Fehlgriff würde aber letztlich auf Vorstellungen zurückgreifen, bei denen die Subjektivität der Forscherin doch nur als drohende Störung zu kontrollieren wäre. Stattdessen verspricht der kurze Dialog, gerade weil das Gespräch eine unerwartete Wendung nimmt, Aufschlüsse über die Institution aus Sicht ihrer Insassen.

Bei näherer Betrachtung des Dialogs zeigt sich, dass hier Zug um Zug über Differenz verhandelt und Unterschiede hergestellt werden. Für Andy Bauer gibt es eine generelle Differenz zwischen „drinnen“ und „draußen“, die in der All-

7 So wird die Interviewerin beispielsweise von jemanden aus dem allgemeinen Vollzugsdienst an der Pforte der Institution abgeholt und durch mehrere Schleusen geleitet, der Inhaftierte wird ihr dann gebracht – eine durch Abhängigkeiten geprägte Form der Annäherung und selbst für die künstliche Rahmung von Interviews recht sonderbare Beziehungsaufnahme.

tagssprache im Gefängnis zum Ausdruck kommt. Es handelt sich aber nicht um eine wertfreie Grenze zwischen unterschiedlichen Sprachgepflogenheiten. Der Inhaftierte selbst verknüpft die räumliche Grenze zwischen „drinnen“ und „draußen“ mit der zwischen Normalität und Abweichung. Dabei nimmt er eine Bedeutungsverschiebung solcher Zuschreibungen wahr: Im Gefängnis sei „normal“, was „draußen“ als „krankhaft“ erlebt würde. Ein Vokabel wie „krankhaft“ verweist auf übertriebene, extreme Zustände mit zwanghaften Zügen. Es ist ein starker Gegenbegriff zu „normal“, der Assoziationen des Unnatürlichen weckt.

Wird einbezogen wer sich in diesem Gespräch gegenüber sitzt – eine Person, die von „draußen“ nach „drinnen“ kommt und eine, die „drinnen“ festgehalten wird – stellt sich die Frage nach den gegenseitigen Zuschreibungen in Interview. Wer nimmt wen als „normal“ oder „abweichend“ wahr? Wer meint wie wahrgenommen zu werden? Vor diesem Erwartungshorizont ist bemerkenswert, dass die Interviewerin Herrn Bauers Ausführungen über Differenz nicht stehen lässt. Sie verlangt eine weitere Konkretisierung und will „ein Beispiel“ hören. Womit sie ihn implizit auffordert die Grenze zwischen „drinnen“ und „draußen“ und die zwischen ihrer und seiner Person zu schärfen, mindestens aber weiter zu konkretisieren.

Diese Erwartung verweigert der Inhaftierte und bringt als Begründung dafür eine weitere Differenz ins Spiel, deren naturwüchsige Basis alltäglich außer Frage steht: die Geschlechterdifferenz. Herr Bauer zieht sich also auf eine Differenzkategorie zurück, die landläufig als unverrückbare Unterscheidung gilt, als eine Orientierungsgröße mit Tatsachencharakter. Indem er diese Grenze zwischen sich und seinem Gegenüber zieht, schlägt er sich zugleich auf die Seite des „Normalen“. Er tritt als ein „normaler Mann“ auf, der weiß, was sich „Frauen“ gegenüber gehört: rücksichtsvolles, schonendes Verhalten – so jedenfalls legt die Interviewerin seine Zuschreibung aus, wenn sie sie von sich weist und damit gleichzeitig bekräftigt. Der dichotomen Struktur der Zuschreibungen folgend, stellt sich die Frage: Gerät sie mit ihrer Zurückweisung seiner Differenzierung nicht selbst auf die Seite des Abnormen, als „Frau“, die „fiese Wörter“ hören will – zumindest in den Augen ihres Gegenübers?

Auf jeden Fall weist sie eine generelle Markierung als „Frau“ von sich, indem sie auf die Thematisierung ihrer Geschlechtsgebundenheit mit einem auffälligen Anti-Stereotyp reagiert: Nicht-Zimperlichkeit. Besonders auffällig ist, dass sie eine Zuschreibung ins Spiel bringt, die manifest gar nicht vorgenommen wurde, und diese auch noch in der ersten Person verneint („Ich bin nicht“). Offenbar unterstellt sie ihrem Gesprächspartner eine Verknüpfung zwischen ganz bestimmten Weiblichkeitsklischees und ihrer Person: Er könnte annehmen, sie sei überempfindlich und zu zart besaitet für die „fiesen Wörter“ der heranwachsenden Männer im Gefängnis.

Bis hierher ist bereits deutlich geworden: In den Erwartungsunterstellungen und Zuschreibungen, die den kurzen Dialog strukturieren, zeigen sich mehrschichtige Deutungsmuster von Differenz, die im Zusammenhang mit verschiedenen Abgrenzungsbewegungen zum Ausdruck kommen. Verschiedene Differenzierungen zwischen Normalität, Abweichung und Geschlecht verknäulen sich und auch die persönliche Intervention der Interviewerin gewinnt ihre Bedeutung im Zusammenhang von Differenz. Plötzlich ist nicht mehr eindeutig

auszumachen, wer in welchem Kontext warum und von welchen Zuschreibungen abweicht. Letztlich wird die Interaktion durch verschiedene Abgrenzungsbewegungen in Gang gehalten. Die latenten Bedeutungsgehalte sozialer Wirklichkeit, die hier mitschwingen, werden nun im Licht der bereits diskutierten Paradigmen weiter untersucht.

## Intersubjektivität im Forschungsprozess als Konstruktionspraxis sozialer Ordnung

In einem interaktions- und konstruktionstheoretischen Bezugsrahmen kann der Dialog als Ausschnitt aus einem fortlaufenden Prozess der Generierung sozialer Ordnungsmuster (Gildemeister 2000: 220) gelesen und interpretiert werden. Mit Bezug zur Kategorie Geschlecht lässt sich dies darauf zuspitzen, dass es sich um die „diskursive Praxis der Repräsentationen von Geschlechterdifferenz“ handelt (Hirschauer 1993: 61).

Der Ausschnitt ist gerade deshalb interessant, weil soziale Ordnungsmuster in Unordnung geraten: Sich gegenseitig überlagernde Differenzen werden kontingent, also auch reflexionsbedürftig. Ob Bedeutungen von Differenz dabei eher dekonstruiert oder sogar reifiziert werden, soll dahin gestellt bleiben. Auf jeden Fall geraten fest gefügte Vorstellungen in Bewegung: Wer ist warum „normal“ und wie verhält sich diese Konstruktion zu solchen von Männlichkeit und Weiblichkeit? Außerdem wird die Kontextabhängigkeit von Zuschreibungen nachvollziehbar: Wer bezieht sich mit seiner Darstellungsweise von Differenz auf welchen Kontext, wann wechselt dieser Bezug, und wie wechseln dann die Bedeutungen von Differenz?<sup>8</sup>

Bei der kontinuierlichen Konstruktion von Differenz im Alltag handelt es sich zumeist um reibungslose Handlungsabläufe, deren impliziter Interpretationsgehalt von den Beteiligten gar nicht reflektiert werden muss. Entsprechend zeigt gerade die explizite Thematisierung der sozialen Ordnung deren Brüchigkeit.<sup>9</sup> Mit Bezug zu dieser Grundannahme lässt sich der Interviewdialog als eine Interaktion entziffern, bei der alltäglich mitlaufende, ununterbrochene Darstellungen und Verkörperungen von Normalität und von Geschlecht für einen kurzen Moment angehalten und thematisiert werden (Kelle 2001: 50). Dabei zeigt sich eine verwickelte Interaktion, bei der die „situiertere Relevanz von sozialen Unterscheidungskriterien“ (Kelle 2001: 40) Zug um Zug in Frage steht und schließlich gemeinsam wieder rekonstruiert werden muss, um Anschlussfähigkeit zwischen den Interaktionspartnern zu gewährleisten.

8 Vgl. hierzu auch Kelle (2001), die die Perspektive der wechselnden Bedeutungen anhand von Goffmans Rahmenkonzept durchspielt.

9 Mit diesem Gedanken wird an Claudia Scheid et al. (2001: 24) angeschlossen, die schreiben: „Im Modus der Nichtthematisierung ist die Kategorie Geschlecht am wirkmächtigsten“.

Welches Verständnis von Subjektivität und Intersubjektivität im Forschungsprozess wird gewonnen, wenn der Dialog unter diesem Blickwinkel interpretiert wird? Grundlegend hierfür ist eine an George Herbert Mead (1969) orientierte Konzeption von Intersubjektivität, bei der das Individuum die Fähigkeit entwickelt, sein eigenes Handeln mit den Augen von signifikanten Anderen zu sehen und zu interpretieren.

In Interaktionen treffen demnach Menschen aufeinander, die ihre Handlungslinien in einem Prozess wechselseitiger Interpretation aufeinander abzustimmen suchen. Dies geschieht auf der Basis eines als gemeinsam vorausgesetzten, impliziten Wissens über die Bedeutung von Kontexten und Dingen und wird maßgeblich durch gegenseitige Erwartungsunterstellungen strukturiert (Goffman 1969; Denzin 2000).

Akteurinnen und Akteure interpretieren sich also permanent wechselseitig und pendeln dabei zwischen Akteurs- und Rezipientenrolle. Im Zusammenhang mit Fragen der Geschlechterforschung beschreibt Stefan Hirschauer solche Prozesse folgendermaßen: „Die ‚Strukturen‘ der Persönlichkeit und der Gesellschaft bestehen aus mikrosoziologischer Sicht in den Praktiken durchaus erwachsener Menschen, die sich in ihrem Alltagsleben kontinuierlich zu Frauen und Männern machen und machen lassen“ (1993: 56). Für die Betrachtung der Interaktion zwischen Andy Bauer und der Interviewerin bedeutet dies, einen Schritt zurück zu treten und die alltägliche Vorstellung einzuklammern<sup>10</sup>, dass hier eine Frau und ein Mann miteinander kommunizieren.

Unter einem konstruktions- und interaktionstheoretisch inspirierten Blick nimmt die Interviewerin also nicht Einfluss auf den Gang der Interaktion, weil sie eine Frau ist, sondern weil sie daran mitwirkt, Bedeutungen von Differenz zu dekonstruieren und zu rekonstruieren. Die Handlungskrisen, in die sie und ihr Gesprächspartner jeweils mit sich und miteinander geraten, werden unter dieser Perspektive nicht als subjektive Konflikte mit Normalität und Abweichung oder mit ihren biographischen Identitäten „als Frau“ oder „als Mann“ gedeutet.<sup>11</sup> Die Krise der Repräsentation von Differenz entwickelt sich vielmehr im Handlungsvollzug selbst. So wie (Inter-) Subjektivität in der Forschungsbeziehung nicht etwas ist, was Individuen sind, sondern etwas, was sie (gemeinsam) tun.

Der Ertrag dieser Untersuchungsperspektive ist deutlich: In der vorliegenden Sequenz geraten die alltäglichen Erwartungsunterstellungen der Interaktionspartner aus dem Lot, was nicht zufällig oder persönlichkeitspezifisch, son-

10 Die Einklammerung (epoché) alltäglicher Evidenzen ist eine von mehreren Strategien, die interaktive Konstruktion sozialer Ordnung zu untersuchen. Der exemplarische Interviewausschnitt könnte natürlich auch systematisch mit Hilfe solcher Interpretationsstrategien gedeutet werden, beispielsweise indem auch die Geschlechtsgebundenheit der Gesprächspartner gedankenexperimentell aufgehoben würde. Zu den Interpretationsprämissen der Ethnomethodologie vgl. Hirschauer 1993: 62f.; Gildemeister 2000: 221; Bergmann 2000b: 123. Einen programmatischen Vorschlag, wie mit der eigenen Verwicklung in die Konstruktionsprozesse von Zweigeschlechtlichkeit im Forschungsprozess zu verfahren wäre, legt Hagemann-White vor (vgl. 1993, 1994).

11 Gildemeister (2000: 220) schreibt im Zusammenhang mit der Kategorie Geschlecht, dass die Frage nach der ‚Geschlechtszugehörigkeit‘ „ein Stück weit aus dem Individuum und seinem psycho-physischen ‚Geschlecht-Sein‘ herausverlagert“ wird.

dern sinnfälliger Ausdruck eines kontextspezifischen Krisenmoments sozialer Ordnung ist. Gegenseitige Zuschreibungen von Geschlechterdifferenz werden inkongruent und zwar unter dem Einfluß einer geschlossenen Institution, in der soziale Konstruktionen von Geschlecht, genauer gesagt von Männlichkeit dauerhaft umkämpft sind.<sup>12</sup> Die Forscherin und ihr Gegenüber ein „Tauziehen“<sup>13</sup> zwischen Differenzmaximierung und Differenzminimierung: Während Andy Bauer Männlichkeit eindeutig von Weiblichkeit abgrenzt, sucht sie Weiblichkeit zu relativieren und die Geschlechterdifferenz zu unterlaufen – ein altbekanntes Muster in Konstruktionsprozessen von Geschlechterordnung. Latent ist dabei die Übersetzung von Differenz in Hierarchie im Spiel (Wetterer 1995), die im Gefängnis eine spezifische Konnotation erfährt. So verweist die Zurückweisung „weiblicher“ Zimperlichkeit direkt auf die Kontextabhängigkeit von Geschlechterkonstruktionen: In der geschlossenen Institution des (Männer-) Gefängnisses wird Weiblichkeit mit Schwäche und Verletzbarkeit gleich gesetzt. Weiblichkeitszuschreibungen sind ein probates Mittel der alltäglichen Herabwürdigung in der Gefangenenhierarchie. Sie stabilisieren die soziale Ordnung in der Institution, die in der Interaktion zwischen der Forscherin und Andy Bauer erschüttert, schließlich aber erneut bekräftigt wird. Indem die Interviewerin affirmiert, was sie eigentlich durchbrechen will, verfängt sie sich in Konstruktionsmodi von Geschlecht, die vom institutionellen Rahmen forciert werden.

## Subjektivität im Forschungsprozess als komplexes Zusammenspiel innerer und äußerer Konflikte

Unter einem psychoanalytischen Blickwinkel lässt sich der Interviewdialog im Hinblick auf seine latenten Tiefenstrukturen untersuchen. Das sozialwissenschaftliche setting des Interviews ist demnach ein „Beziehungsraum“ (Tietel 2000), vor allem aber wird der gesamte Forschungsprozess als ein Beziehungsprozess begriffen. Im Kontext dieser Auffassung ist der Interviewdialog ein Ausschnitt aus einer länger währenden Forschungsbeziehung, die bestimmten Beziehungsmustern folgt.<sup>14</sup>

12 Diese Schlußfolgerung zur vergeschlechtlichten Seite der Institution ist durch die eigene und andere Forschungsarbeiten zu Männern im Gefängnis gestützt (Bereswill 2001, 2003; Toch 1998, 1975; Kersten/von Wolffersdorff-Ehlert 1980; Sykes 1958).

13 Das Bild vom Tauziehen ist einem professionssoziologischen Zusammenhang entnommen, in dem Angelika Wetterer (1995: 239) zeigt, wie „Geschlechterordnung“ zwischen Männern und Frauen ausgehandelt und dabei Differenz in immer neuen Varianten in Hierarchie übersetzt wird.

14 Im Folgenden wird hauptsächlich auf die Ethnopsychanalyse Bezug genommen. Dies hat mehrere Gründe: Hier findet sich eine systematisch ausgearbeitete Konzeption von Subjektivität im Forschungsprozess, sowohl theoretisch wie methodologisch: es werden klare Bezüge zu Freuds Konzeption des Subjekts dargelegt und das therapeutische Konzept der Übertragung und Gegenübertragung wird konsequent für die Sozi-

Die Interviewdynamik wird als eine Übertragungsbeziehung untersucht, in die beide Beteiligten ein Mehr an inneren Bildern und Gefühlen einbringen als sie tatsächlich füreinander darstellen. „Die Übertragung wird verstanden als jener Anteil in jeder Beziehung, der sich nicht an das Gegenüber, sondern eher an innere, biographische Bilder, die dieses Gegenüber auslöst, richtet“ (Nadig 1997: 82). Die überschüssige Reaktion der Interviewerin ist demnach eine Übertragungsreaktion auf das Beziehungsangebot ihres Gegenübers. Dieses Beziehungsangebot ist mit Bedeutungen von Geschlechterdifferenz aufgeladen, deren affektive Bedeutung latent bleibt.

Übertragungsphänomene sind also subjektive Reaktionen auf Impulse aus dem eigenen Inneren wie auf äußere Impulse. Die damit einhergehenden unbewussten Wünsche, Ängste und Phantasien von Menschen sind Ausdruck einzigartiger, eigensinniger Subjektivität. Sie sind aber auch das Resultat einer lebenslangen, konflikthaft verlaufenden Verinnerlichung sozialer Erfahrungen, beispielsweise mit homosozialen wie heterosozialen Geschlechterbeziehungen. Nach diesem Verständnis sind Forschungsbegegnungen immer ein komplexes Zusammenspiel äußerer und innerer Einflüsse.

Die Psychodynamik der Subjekte schlägt sich dabei in ihrer eigenwilligen Verarbeitung kultur- und milieuspezifischer Erfahrungen nieder. Diese kultur- und milieuspezifischen Aspekte sind es, die im Kontext einer soziologischen angelegten Fallinterpretation von Interesse sind.<sup>15</sup> Wie korrespondieren subjektive Übertragungs- und Abwehrreaktionen mit institutionellen Zwängen, gesellschaftlichen Widersprüchen oder kulturellen Tabus?

---

alforschung übersetzt; zudem gibt es eine Reihe älterer und neuerer Studien, in denen exemplarisch nachvollziehbar ist, auf welchem Weg die Subjektivität der Forschenden einer Reflexion zugänglich wird (einen guten Einblick geben Nadig/Reichmayr 2000 sowie Adler 1993).

- 15 Diese Differenzierung ist entscheidend, um das weiter oben angedeutete autobiographische Selbstmißverständnis auszuräumen, das im Diskurs über Übertragungs- und Abwehrphänomene in der Forschung immer wieder auftaucht. Eine Wissenschaftlerin nutzt ihre eigenen, biographisch geprägten Empfindungen und Irritationen tatsächlich als Erkenntnismittel. Ihre biographischen Konflikte stehen aber nicht im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses. Wird diese Abgrenzung ernst genommen, kann es eben nicht darum gehen, die persönlichen Übertragungsreaktionen als Teil der Forschungsergebnisse zu thematisieren. Diese Reaktionen sind vielmehr ein Ausgangspunkt für den vertieften Verstehensprozess am Material, dem die eigenen Erfahrungen nicht einfach übergestülpt werden können. Ein kritisch zu betrachtendes Beispiel, in dem autobiographisches Material direkt in einen wissenschaftlichen Text eingebunden ist, findet sich bei Wendy Hollway und Tony Jefferson (2000): Um die Abwehrreaktionen einer seiner Interviewpartner während eines lebensgeschichtlichen Interviews zu plausibilisieren, schildert Jefferson Ausschnitte aus seiner eigenen Kindheit (65ff.). Als Lehrbuchbeispiel, wie es hier gemeint ist, mag dieses Verfahren deutlich machen, was Devereux meint. Als Textualisierungsstrategie im Umgang mit Forschungsergebnissen verwendet ist sein autobiographisches Postulat irreführend: nicht die Kindheit des Forschers ist entscheidend für die Plausibilisierung seiner Deutung, sondern die erkenntnisleitende Verknüpfung zwischen seinen subjektiven Reaktionen und Phänomenen im Untersuchungsfeld.



Die auffällige Selbstzuschreibung der Interviewerin, „nicht zimperlich“, also nicht empfindlich zu sein, bezieht sich demnach nur vordergründig auf ihre ganz persönliche Abgrenzung von Weiblichkeitsklischees. Genauso verweist auch Andy Bauers Betonung der Geschlechterdifferenz über die allgemeine Bedeutung von Männlichkeits- und Weiblichkeitsklischees hinaus auf etwas, das er unbewusst zu halten sucht.

Die gegenseitigen Abgrenzungsbewegungen, die sich in der kurzen Sequenz zeigen, sind sicher in eine für diesen Fall typische Kommunikations- und Konfliktstruktur eingebunden. Unabhängig davon, ob es sich um eine für den gesamten Fall typische Dynamik handelt, erweisen die Repliken Andy Bauers und der Interviewerin sich als Abwehrreaktionen (Freud 1936). Abwehrreaktionen erlauben es, die Bewussterwerden Angst einflößender, verpönte Affekte zu verhindern und gleichzeitig „Verbotenes, Tabuisiertes, Riskantes durchzuschmuggeln“ (Becker-Schmidt 1992: 71), indem es über Umwege artikuliert wird. Das Sprechen über Normalität und Abweichung sowie die Thematisierung und Stereotypisierung von Geschlechterdifferenz überlagern nach diesem Verständnis verborgene Bedeutungsgehalte von Differenz in der Forschungsbeziehung und im Forschungsfeld, deren irritationaler Sinn sich nicht aus dem manifesten Text erschließt (Morgenroth 1990: 32ff.). Die ganz spezifische Beziehungsdynamik zwischen der Sozialwissenschaftlerin und dem Inhaftierten verspricht also auch Aufschluss über verborgene Seiten der Institution Gefängnis.

Was könnte es sein, das unausgesprochen bleibt und die Interaktion der beiden doch spürbar strukturiert? Wird die feldspezifische Bedeutung von Differenz und Geschlecht in den Blick genommen, verweist die Vokabel „zimperlich“ auf den Sinn, den Überempfindlichkeit, Weichheit und Wehleidigkeit nicht für die Interviewerin, sondern für einen jungen Mann unter Männern in Gefangenschaft annimmt. Es ist seine Empfindlichkeit, die der Verleugnung anheim fällt und zwar im Interesse seines notwendigen Selbstschutzes in der Inhaftiertensubkultur. Diese Verleugnung von Schwäche und Verletzbarkeit affirmiert die Interviewerin, indem sie vorgibt, ebenfalls hart im Nehmen zu sein – ein Bluff, der auch in der alltäglichen Interaktion zwischen Gefangenen von zentraler Bedeutung ist.<sup>16</sup>

Die Subjektivität der Forscherin spiegelt einen kontextabhängigen Konflikt mit Schwäche, der sich auch in ihrem Inneren niederschlägt: als Abwehr ihrer eigenen Furcht vor Sexualisierung als Frau unter jungen Männern in einer geschlossenen Institution. Dieser Konflikt korrespondiert zugleich mit tradierten, doppelbödigen Weiblichkeits- und Männlichkeitsbildern, die vereinseitigend, verletzend und degradierend wirken.<sup>17</sup> Auf die Frage, was denn eigentlich tabui-

16 Die enorme Bedeutung des Bluffs mit der eigenen Stärke wurde an anderer Stelle ausführlich untersucht: „Alle [jungen Männer im Gefängnis] wissen um die kollektive Camouflage – niemand setzt voraus, dass die Coolness, Stärke oder Unerbittlichkeit seines Gegenübers ungebrochen ist. ... Immer wieder wird ausgehandelt, wer im Taktieren mit der eigenen und fremden Angst den längeren Atem hat“ (Bereswill 2001: 269).

17 Was Andy Bauer der Interviewerin ersparen will, sind frauenverachtende Ausdrücke wie „Fotze“ oder „Muschi“, mit denen die Inhaftierten sich gegenseitig ihre Plätze im gruppendynamischen Ringen um eine Rangordnung zwischen Männern zuweisen. Diese Begriffe sind aus seiner Sicht nur für die Ohren von Männern bestimmt.

siert und abgewehrt wird, zeigt sich ein gemeinsames Manöver der Gesprächspartner: Beide weisen Schwäche, übersetzt als Weiblichkeit, von sich und die Interviewerin besteht auf ihrer Unverletzbarkeit. Dieses Streben korrespondiert mit einem dominanten und gleichzeitig umkämpften Männlichkeitsideal im Gefängnis: der ungebrochenen Stärke, auch gegenüber massiven Übergriffen.

Vor diesem Hintergrund stellt Subjektivität im Forschungsprozess hier eine mehrfach gebrochene Spiegelung zwischen inneren und äußeren, zwischen subjektiven und kulturellen Geschlechterkonflikten dar, die institutionenspezifisch ausagiert werden. Die subjektiven Reaktionen beziehen sich auf einen kulturell gestifteten und institutionell zugespitzten Männlichkeitskonflikt: Er betrifft die Verleugnung der Schwäche und Verletzbarkeit von Männern. Dieses kulturelle Ideale gerät im Gefängnis in die Krise, weil Männer hier unmittelbar mit ihrer Verletzbarkeit konfrontiert sind. Umso stärker wird diese zu verdrängen gesucht und auf andere (Männer und Frauen) projiziert.<sup>18</sup>

## Forschungspragmatische Anschlüsse zwischen Ergebnisorientierung und methodologischer Herausforderung

Beide Zugänge ermöglichen einen systematischen Umgang mit dem Einfluss von Forschenden auf Untersuchungsprozesse und lassen keinen Zweifel, dass dieser Einfluss kein Störfaktor, sondern ein unverzichtbares Erkenntnismittel qualitativer Sozialforschung ist. Gemeinsam ist dabei ein Erkenntnisinteresse, das über die manifeste Bedeutung von Phänomenen hinaus auf deren implizite oder latente Dimensionen zielt. Somit finden sich in beiden Fällen Forschungsstrategien, die einen Zugang zu diesen Dimensionen erlauben – über interpretative Distanzierungen, bewusst gewählte Umwege und die Entknüpfung alltäglicher Regelwerke und Kausalitäten. Das bedeutet die grundsätzliche Anforderung einer „Selbstreflexion und Selbstkonfrontation“ der Forschenden (Becker-Schmidt/Bilden 1990: 27f.).

„Selbstreflexion und Selbstkonfrontation“ werden in beiden Paradigmen sehr unterschiedlich gedacht und gehandhabt. Beide Zugänge als „miteinander vermittelte und ineinander überführbare Optionen“ (Mey 1999: 126) zu begreifen scheint deshalb nur sinnvoll, wenn die Übersetzungsleistung dieser Vermittlung nicht unterschätzt und ihre Reichweite nicht überschätzt wird. Mit der unmittelbaren Verknüpfung zwischen interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Methodologien wird zwar ein Mehr an selbstreflexiven Erkenntnisschrit-

---

18 Die einseitige Betonung von Unverletzbarkeit betonen auch Joachim Kersten und Christian von Wolffersdorff-Ehlert (1980) in ihrer vor mehr als zwanzig Jahren durchgeführten Studie im Jugendstrafvollzug: „Stolz wird gleichbedeutend mit Härte, Unnachgiebigkeit, Männlichkeit und Aggressivität, was aus diesem Schema herausfällt, fordert Mißtrauen und Verachtung heraus“ (226).

ten im Untersuchungsprozess gewonnen. Gleichzeitig können die unterschiedlichen Zugänge zu sozialer Wirklichkeit schnell unscharf werden, auf die in beiden Paradigmen abgehoben wird.

Der Einwand gegen zu umstandslose Kombinationen zielt aber nicht auf eine generelle Absage an Verknüpfungen, so sie denn deutlich machen, welche Erkenntnisse auf welchen Ebenen gewonnen und welche theoretischen und methodischen Perspektivewechsel vorgenommen wurden. Eine solche doppelte Strategie der Suche nach Anschlüssen und ihrer gleichzeitigen methodologischen Problematisierung erlaubt die Verknüpfung von unterschiedlich gewonnenen Ergebnissen.

Dies zeigt sich auch bei den hier durchgespielten Interpretationen. In beiden Zugängen trägt der systematische Blick auf die Handlungs- und Reaktionsmuster der Forscherin dazu bei, die Institution Gefängnis aus Sicht ihrer Insassen zu verstehen. Beide Lesarten stossen auf die enge Verknüpfung zwischen der sozialen Ordnung in einer „totalen Institution“ (Goffman 1961) und Motiven der Geschlechterordnung. In beiden Zugängen kann gezeigt werden, wie unter den Bedingungen institutioneller Geschlossenheit etwas brüchig wird: die impliziten Regeln der Konstruktionen von Zweigeschlechtlichkeit müssen explizit gemacht werden; die Selbstidentifikationen der Gesprächspartner als „männlich“ oder „weiblich“ geraten ins Wanken und ein Konflikt wird spürbar. Werden beide Lesarten der Interviewsequenz auf die unterschiedlichen Bedeutungsfacetten der Kategorie Geschlecht hin zugespitzt, erweist Geschlecht sich zum einen als soziale Konstruktion, zum anderen als eine konflikthafte Selbstidentifikation der Subjekte. Das Gemeinsame in beiden Perspektiven ist die Aufmerksamkeit für mehrschichtige Deutungsmuster von Differenz und Hierarchie im Kontext von sozialer Kontrolle.

Unbestritten verfolgen beide Perspektiven strikt unterschiedliche Auffassungen von forschender Subjektivität – auf der Ebene der konkreten Ergebnisse knüpfen ihre Erkenntnispotenziale aber deutlich aneinander an: Die explizite Thematisierung von Geschlechterdifferenz verweist auf die institutionelle Zuspitzung brachialer Selbstbehauptungsideale in der geschlossenen Institution, direkt verbunden mit kulturellen und subjektiven Entwürfen von Geschlechterdifferenz. Sowohl eine interaktionstheoretische als auch eine psychoanalytische Untersuchung der sozialen Wirklichkeit im Gefängnis legt die Verknüpfung zwischen Schwäche, Empfindlichkeit, Angst und Weiblichkeit frei, deren latente Bedeutung in der Sequenz verhandelt wird. Unter dem ritterlichen Gestus und der zurück gewiesenen „Zimmerlichkeit“ tritt die tatsächliche Verletzbarkeit von Männern zu Tage, die in der geschlossenen Institution virulent wird. Diese Konfrontation mit der eigenen Gefährdung erfordert eine intensive Arbeit an der Aufrechterhaltung der eigenen Sicherheit „als Mann“.

Die ergebnisorientierte Verbindung differenter Strategien der forschenden Selbstreflexion bietet auch erweiterte Möglichkeiten im Umgang mit der eigenen Position im Untersuchungsfeld. So plädiert Jennifer C. Hunt für eine Kombination selbstreflexiver mit introspektiven Verfahren in der Feldforschung: „introspection is as important a tool in research as self-reflection“ (1989: 14). Wie der ausführliche Blick auf beide Paradigmen gezeigt hat, wirft diese Ergänzung allerdings theoretische und methodologische Gräben auf, die zu übersprin-

gen nicht wirklich gelingt. Im Gegensatz zur Verknüpfung auf der Ebene von Interpretationsergebnissen scheint hier die gegenseitige Herausforderung der einen durch die andere Strategie sinnvoll. Dies wirft verschiedene offene Fragen auf, an denen sowohl theoretisch als auch forschungspragmatisch weiter gearbeitet werden kann. Sie betreffen alle die grundlegende Differenz zwischen Inter- und Intrasubjektivität, die zu nivellieren nicht sinnvoll ist: Wie verhalten sich Konstruktionsprozesse sozialer Wirklichkeit zu Konstitutionsprozessen von Subjektivität? Wie fließen beide Ebenen in Forschungsprozesse ein? Wie lassen sich implizites Regelwissen und idiosynkratische Reaktionsmuster in Beziehung setzen? Vor diesem Hintergrund liegt das Potenzial einer Annäherung zwischen beiden Paradigmen nicht in einer reibungslosen Überführung des einen Verfahrens in das andere. Die Chance einer methodologischen Weiterentwicklung liegt in der gegenseitigen Erschütterung, der Irritation wissenschaftlicher Selbstgewissheiten und in methodisch-systematischen Perspektivewechseln, bei denen die theoretische Konzeptualisierung von forschender Subjektivität als eine kreative Herausforderung aufgegriffen wird.

## Literatur

- Adler, Matthias (1993): *Ethnopsychanalyse. Das Unbewusste in Wissenschaft und Kultur*. Stuttgart, New York
- Althoff, Martina; Bereswill, Mechthild; Riegraf, Birgit (2001): *Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen. Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung. Band 2*. Opladen
- Becker-Schmidt, Regina (1992): *Verdrängung – Rationalisierung – Ideologie. Geschlechterdifferenz und Unbewusstes, Geschlechterdifferenz und Gesellschaft*. In: Knapp, Gudrun-Axeli; Wetterer, Angelika (Hg.): *TraditionenBrüche*. Freiburg im Breisgau: 65-113
- Becker-Schmidt, Regina; Bilden, Helga (1991): *Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung*. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Keupp, Heiner; von Rosenstiel, Lutz; Wolff, Stephan (Hg.): *Handbuch qualitative Sozialforschung*. München: 23-30
- Bereswill, Mechthild (1999): *Gefängnis und Jugendbiographie. Qualitative Zugänge zu Jugend, Männlichkeitsentwürfen und Delinquenz*. Forschungsbericht Nr. 78; JuSt-Bericht Nr. 4. Hannover: Kriminologisches Forschungsinstitut
- Bereswill, Mechthild (2001): *Die Schmerzen des Freiheitsentzugs – Gefängniserfahrungen und Überlebensstrategien männlicher Jugendlicher und Heranwachsender*. In: Bereswill, Mechthild und Werner Greve (Hg.): *Forschungsthema Strafvollzug. Interdisziplinäre Beiträge zur kriminologischen Forschung, Band 21*. Baden Baden, S. 253-285
- Bereswill, Mechthild (2003): *Gewalt als männliche Ressource? – theoretische und empirische Differenzierungen am Beispiel junger Männer mit Hafterfahrungen*. In: Lamnek, Siegfried und Manuela Boatca (Hg.): *Geschlecht Gewalt Gesellschaft. Otto-von-Freising-Tagungen der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, Band 4*. Opladen, S. 123-137
- Bereswill, Mechthild; Ehlert, Gudrun (1996): *Alleinreisende Frauen zwischen Selbst- und Welterfahrung*. Königstein/Taunus
- Bergmann, Jörg R. (2000a): *Harold Garfinkel und Harvey Sacks*. In: Flick et al. 2000a: 51-62

- Bergmann, Jörg R. (2000b): Ethnomethodologie. In: Flick et al. 2000a: 119-135
- Breuer, Franz (Hg.) (1996): Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils. Opladen
- Breuer, Franz; Mruck, Katja; Roth, Wolff-Michael (2002, September): Subjectivity and Reflexivity: An Introduction [10 paragraphs]. In: *Forum Qualitative Sozialforschung Sozialforschung/Forum: Qualitative Research* [On-Line-Journal] 3(3). <http://www.qualitative-research.net/fqs-eng.htm> [15.3.2003]
- Brockhaus, Gudrun (1994): Vom Nutzen psychoanalytischen Vorgehens in der Sozialpsychologie. In: Keupp, Heiner (Hg.): Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie. Frankfurt am Main: 54-96
- Dausien, Bettina; Kelle, Helga (2001): Rekonstruktive Geschlechterforschung. Einleitung. In: *Feministische Studien*, 2 (19): 4-8
- Day, Eileen (2002, September): Me, My\*self and I: Personal and Professional Reconstructions in Ethnographic Research. [59 paragraphs] In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Research* [On-Line-Journal] 3(3) <http://www.qualitative-research.net/fqs-eng.htm> [15.3.2003]
- Denzin, Norman K. (2000): Symbolischer Interaktionismus. In: Flick et al. 2000a: 136-150
- Devereux, George (1967/1988): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt am Main
- Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.) (2000a): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg
- Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (2000b): Was ist qualitative Sozialforschung? Einleitung und Überblick. In: Flick et al. 2000a: 13-29
- Freud, Anna (1936/1990): Das Ich und die Abwehrmechanismen. Frankfurt am Main
- Gildemeister, Regine (2000): Geschlechterforschung (gender studies). In: Flick et al. 2000a: 213-223
- Goffman, Erving (1961/1973): Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt am Main
- Goffman, Erving (1969): Wir alle spielen Theater – Die Selbstdarstellung im Alltag. München
- Hagemann-White, Carol (1993): Die Konstrukteure des Geschlechts aus frischer Tat erlappt? Methodische Konsequenzen aus einer theoretischen Einsicht. In: *Feministische Studien* 2 (19): 68-78
- Hagemann-White, Carol (1994): Der Umgang mit Zweigeschlechtlichkeit als Forschungsaufgabe. In: Diezinger, Angelika; Kitzer, Hedwig; Anker, Ingrid; Bingel, Irma; Haas, Erika; Odierna, Simone (Hg.): Erfahrung mit Methode. Forum Frauenforschung, Band 8. Schriftenreihe der Sektion Frauenforschung in der DGS, Freiburg im Breisgau: 301-318
- Hirschauer, Stefan (1993): Dekonstruktion und Rekonstruktion. Plädoyer für die Erforschung des Bekannten. In: *Feministische Studien* 2 (19): 55-67
- Hitzler, Ronald; Honer, Anne (1997): Einleitung: Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: 7-27
- Hollway, Wendy; Jefferson, Tony (2000): Doing Qualitative Research Differently. Free Association, Narrative and the Interview Method. London, Thousand Oaks, New Delhi
- Hunt, Jennifer C. (1989): Psychoanalytical Aspects of Fieldwork. Qualitative Research Methods, Volume 18. Newbury Park, London, New York
- Leithäuser, Thomas; Volmerg, Birgit (1988): Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung. Opladen
- Kelle, Helga (2001): „Ich bin der die das macht“. Oder: Über die Schwierigkeit „doing gender“-Prozesse zu erforschen. In: *Feministische Studien* 2 (19): 37-56

- Kersten, Joachim; von Wolffersdorff-Ehlert, Christian (1980): Jugendstrafe. Innenansichten aus dem Knast. Frankfurt am Main
- König, Hans Dieter (2000): Tiefenhermeneutik. In: Flick et al. 2000a: 556-569
- Lorenzer, Alfred (1986): Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In: König, Hans Dieter et al. (Hg.): Kultur-Analysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur. Frankfurt am Main: 11-98
- Mansfeld, Cornelia (1998): Fremdenfeindlichkeit und Fremdenfreundlichkeit bei Frauen. Eine Studie zur Widersprüchlichkeit weiblicher Biographien. Frankfurt am Main
- Mead, George Herbert (1934/1978): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt am Main
- Mey, Günter (1999): Adoleszenz. Identität. Erzählung. Theoretische, methodologische und empirische Erkundungen. Berlin
- Morgenroth, Christine (1990): Sprachloser Widerstand. Zur Sozialpathologie der Lebenswelt von Arbeitslosen. Frankfurt am Main
- Mruck, Katja; Mey, Günter (1998): Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozeß biographischer Materialien. Zum Konzept einer „Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens“ zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft. In: Jüttemann, Gerd; Thomae, Hans (Hg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften: 284-306
- Muckel, Petra (1996): Selbstreflexivität und Subjektivität im Forschungsprozess. In: Breuer, Franz (Hg.): Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils. Opladen: 61-78
- Nadig, Maya (1986): Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopsychoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Frankfurt am Main
- Nadig, Maya (1997): Die Dokumentation des Konstruktionsprozesses. Theorie- und Praxisfragen in Ethnologie und Ethnopsychoanalyse heute. In: Völger, Gisela (Hg.): Sie und er. Frauenmacht und Männerherrschaft im Kulturvergleich. Köln (Rautenstrauch Joest Museum): 77-84
- Nadig, Maya; Reichmayr, Johannes (2000): Paul Parin, Fritz Morgenthaller und Goldy Parin-Matthèy. In: Flick et al. 2000a: 72-84
- Pigors, Khea (2001): Stigmatisierung und Identität. Die Darstellung der eigenen Delinquenz in der Selbstpräsentation jugendlicher Straftäter. Unveröffentlichte Masterarbeit (Sozialpsychologie), Universität Hannover
- Reik, Theodor (1948/1983): Hören mit dem dritten Ohr. Die innere Erfahrung eines Psychoanalytikers. Frankfurt am Main
- Russell, Glenda M. und Nancy H. Kelly (2002, September): Research as Interacting Dialogic Processes: Implications for Reflexivity [47 Paragraphs]. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Research* [On-Line-Journal] 3(3) <http://www.qualitative-research.net/fqs-eng.htm> [15.3.2003]
- Scheid, Claudia; Gildemeister, Regine; Maiwald, Kai-Olaf; Seyfarth-Konau, Elisabeth (2001): Latente Differenzkonstruktionen. Eine exemplarische Fallanalyse zu Geschlechterkonzeptionen in der professionellen Praxis. In: *Feministische Studien* 2 (19): 23-38
- Schütz, Alfred (1971): Zur Methodologie in den Sozialwissenschaften. In: Schütz, Alfred: *Gesammelte Aufsätze*, Band 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag: 3-54
- Seipel, Christian; Rieker, Peter (2003): Integrative Sozialforschung. Konzepte und Methoden der qualitativen und quantitativen empirischen Forschung. Weinheim und München
- Soeffner, Hans-Georg (2000): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Flick et al. 2000a: 164-175
- Straub, Jürgen (1999): Verstehen, Kritik, Anerkennung. Das Eigene und das Fremde in der Erkenntnisbildung interpretativer Wissenschaften. Essener kulturwissenschaftliche Vorträge 4, Göttingen

- Sykes, Gresham M. (1958/1974): *The Society of Captives. A Study of a Maximum Security Prison*. Princeton
- Tietel, Erhard (2000): Das Interview als Beziehungsraum. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* [On-line Journal] 1(2). <http://www.qualitative-research.net/fqs-d/2-00inhalt.htm> [1.4.2003]
- Toch, Hans (1975) (Hg.): *Men in Crisis. Human Breakdowns in Prison*. Chicago
- Toch, Hans (1998): Hypermasculinity and Prison Violence. In: Bowker, Lee H. (Hg.): *Masculinities and Violence*. Thousand Oaks, London, New Delhi: 168-178
- Wagner, Hans-Joachim (1999): *Rekonstruktive Sozialforschung*. Opladen
- Wetterer, Angelika (1995): Dekonstruktion und Alltagshandeln. Die (möglichen) Grenzen der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit. In: Wetterer, Angelika (Hg.): *Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen*. Frankfurt am Main/New York: 223-246
- Welzer, Harald (1995): „Ist das ein Hörspiel?“ Methodologische Anmerkungen zur interpretativen Sozialforschung. In: *Soziale Welt* 46 (2): 181-196